№ 211. Zweites Blatt.

Freitag, 9. September.

Die „Volks-Zeitung" erscheint täglich zwei Mal — Morgens und Abends — mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Festtagen.

Expeditions-Stellen: W., Lützowstraße 105 und Kronenstraße 46

Redaktion: W., Lützowstraße 105.

Chef-Redakteur: Karl Vollrath in Berlin.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Baden in Berlin.

Druck und Verlag der „Volks-Zeitung", Actien-Gesellschaft Berlin W., Lützowstraße 105.

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Mit der Gratis-Beilage: Illustrirtes Sonntagsblatt.

Berlin. 1892. — 40. Jahrgang.

Abonnementspreis für Berlin: Vierteljährlich incl. Botenlohn 4 Mark — Pf. Monatlich „ „ 1 „ 35 „ Wöchentlich „ „ — „ 35 „

Beim Selbstabholen aus der Expedition: Quart. 3.55 Mk., Monat 1.10 Mk., Woche 30 Pf.

Bei allen Postanstalten: in Preußen, ganz Deutschland und Oesterreich pro Quartal 4.50 Mark, zweimonatlich 3 Mark, dritte Monat 1.50 Mark. Einzelne Nummer 10 Pfennig.

Insertionsgebühr: Für die gewöhnliche Zeile 40 Pfennig.

Hamburgisches.

Trotz aller Beschwichtigungen und „Berichtigungen", mit denen man von Hamburg aus die öffentliche Meinung über die dortigen Zustände zu beruhigen unternimmt, weiß man allenthalben ganz genau, welch' schwere, unverzeihliche Unterlassungssünden sich die hamburger Verwaltung so lange hat zu Schulden kommen lassen, bis auch hier der Krug endlich zum Brechen gekommen ist. Täglich erfährt man in Briefen aus Hamburg Neues aus dem Schuldregister des dortigen Patrizierregiments. Dr. Krauß, der Medizinal-Inspektor, der durch seine eigentümliche Erkrankungs- und Sterbestatistik rasch zu einer allerdings flüchtigen Berühmtheit gelangt ist, hat seine Entlassung erhalten; aber es ist natürlich Unsinn, alle die Erscheinungen, die sich jetzt gezeigt haben, einer einzelnen Person in die Schuhe zu schieben. Der Schlendrian, der zur Zeit in Hamburg seine Ernte einheimst, ist vielmehr der gesammten Verwaltung zur Last zu legen. Man lese folgende Darstellung eines Kenners der hamburger Verhältnisse:

Es dürfte manchem, namentlich dem, der Hamburg nur durch flüchtigen Besuch kennen gelernt hat, unerklärlich scheinen, daß gerade diese Stadt gegenwärtig so furchtbar unter der Cholerseuche zu leiden hat; und doch geht die Sache ganz erklärlich zu. Wir finden nirgends die Anlagen für das zum Verbrauch bestimmte Wasser in so jämmerlichem Zustande, wie in Hamburg. Die Stadt ist stolz auf ihre Siele; das sind grobartige Kanalisationen zur Abführung des Schmutzes aus den Häusern und der Exkremente. Die Siele sind so angelegt, daß sie durch Elbwasser, und zwar zur Flutzeit gereinigt werden. Sie werden, wenn der Wasserstand es zuläßt, mit Kähnen befahren und Fremden, auch hochstehenden Persönlichkeiten, als Hamburger Sehenswürdigkeit gezeigt. Auch der preußische Kronprinz, nachmaliger Kaiser Friedrich, hat die Siele in einem Kahne befahren. Durch diese grobartigen Anlagen also wird Hamburg von allen Unreinlichkeiten unterirdisch befreit und diese — der Elbe zugeführt. Aus der Elbe wird nun aber, und zwar wiederum durch ein ebenfalls sehenswertes Bauwerk, das Wasser-Hebewerk bei Rothenburgsort alles Nutzungswasser der Stadt zugeführt. Brunnen giebt es so gut wie gar nicht. Das Wasser, ehe es gehoben wird, geht zwar durch mehrere Bassins, wird aber nicht filtrirt. Wenn ferner auch wohl der Unrat der Stadt am unteren Ende der Stadt etwa zwei Kilometer unterhalb des Wasserwerkes in die Elbe geleitet wird, so machen die Wirkungen von Ebbe und Flut diese geringe Entfernung illusorisch. Die Flut, noch einige Meilen oberhalb Hamburg deutlich merkbar, führt den Unrat stromauf, bei Rothenburgsort vorbei, die Ebbe wieder abwärts, so daß derselbe also in immerwährender Bewegung ist, und das verpestete Wasser dem Wasserhebewerk zugeführt wird. In solchem Zustande kommt das Wasser in die Leitungen, in die Häuser, in die Wohnungen. Bessere Haushaltungen haben ja nun ihre Filter aus gepresster Holzkohle, durch welche das zum Kochen, Waschen und Trinken erforderliche Wasser gereinigt wird. In den kleineren bezw. ärmeren Wohnungen finden wir diese Filter nicht.

Wenn nun durch eine Seuche, wie sie jetzt in Hamburg wütet, das Elbwasser ununterbrochen verunreinigt wird, kommen diese gefahrdrohenden Ansteckungsstoffe immer und immer wieder in die Wasserleitung. Das Wasser, womit die Straßen gesprengt werden, ist infizirt, die gefährlichen Keime werden an den Fußsohlen weiter getragen. Treppen und Flure werden mit infizirtem Wasser aufgewischt, Wäsche wird damit gewaschen u. s. w. Kurz, so lange der hamburger Senat nicht dafür sorgt, daß das den Leitungen zugeführte Wasser von vornherein gründlich gereinigt oder die Fäkalien auf andere Weise als bisher abgeführt werden, ist an eine Besserung nicht zu denken, wenn nicht, wie das die Erfahrung früherer Cholerajahre lehrt, durch Witterungsverhältnisse die Ansteckung sich abschwächt oder erlischt.

Man hat in Hamburg schon viel über die schrecklich schlechten Wasserverhältnisse geschimpft; dabei aber ist es geblieben. Die reiche Stadt hat kein Geld zu den notwendigsten Filteranlagen übrig. Hoffentlich kommt der hamburger Senat jetzt selbst zu der Einsicht, daß da Wandel geschaffen werden muß. Der Platz würde seine Stellung als Welthandelsstadt verlieren. Auch Deutschland hat es zu fordern, daß alle deutschen Städte ihre Schuldigkeit tun und für die Gesundheit ihrer Bewohner und der mit ihnen verkehrenden Fremden sorgen.

In der „Frankfurter Zeitung" finden wir folgende Angaben: Tatsache ist, daß am 16. im Neuen Allgemeinen Krankenhause in Eppendorf das Vorhandensein der Cholera konstatirt, daß bis zum 18. August früh Reinkulturen des gefundenen Bacillus gezüchtet waren und an diesem Tage der vorgesetzten Behörde, dem Medizinalamte, die amtliche Meldung übermittelt wurde. Von diesem Tage an bis zum 22. August (wo Senator Dr. Hachmann nach seiner Erklärung die erste offizielle Meldung erhalten hat) hat die Sache geruht. Einem Gerüchte zufolge, das allerdings nicht erst in den letzten Tagen, sondern schon am 23. August auftrat, soll Herr Medizinalrat Dr. Krauß, Chef des Medizinalamts, die ihm behändigte Nachricht nicht für so ernst gehalten, für seine nächste Sprechstunde am folgenden Tage aufgehoben und erst wieder daran gedacht haben, als Jedermann in Hamburg wußte, wie entsetzlich die Stadt heimgesucht war.

Als einen Beweis der unverständlichsten Kleinlichkeit würde man es anzusehen haben, wenn es sich bestätigte, was heute aus Hamburg gemeldet wird: daß für die verwaisten Kinder der an der Cholera Verstorbenen öffentlich um abgelegte Kleidungsstücke gebettelt wird. Reicht's denn wirklich nicht mehr für einen neuen Anzug aus Staatsmitteln??

Ein Hamburger Einwohner veröffentlicht in den „Hamb. Nachrichten" Folgendes: „Trotz allseitiger Bitten um schnelleres resp. schnellste Abholung der Leichen und Erkrankten bleibt es bei dem Schlendrian. Teilweise zehn bis zwölf Stunden warten heute noch als verstorben oder krank angemeldete Personen der Abholung, so viel auch bereits darüber geschrieben und gebeten ist. An jeder Polizei- resp. Feuerwache müssten einige Wagen angeschirrt zur Verfügung stehen, um gleich wie bei einer Feuermeldung abrücken zu können. Auf die Mehrkosten darf es doch nicht ankommen, zumal in der Erwägung, daß durch schnelle Hilfe und demgemäß schnelleres Bezwingen der Seuche Millionen an Geld und viele, viele Menschenleben gerettet werden. Die ganze Welt muß ja nachgerade mit Hohnlächeln, um nicht zu sagen mit Verachtung auf unsere sanitären Einrichtungen blicken, und wir selbst fragen uns, wie ist es nur möglich, daß heute noch Unterbeamte sagen müssen, „wir können nicht mehr tun, wir haben es sofort noch dem Stadthause gemeldet." ... Mit Vertuschen der Sachlage sind wir lange genug hintergangen worden, jetzt kann uns nur Selbsthilfe retten. So wie dieser hier gerügte Mißstand sind noch viele andere schleunigst zu verbessern; die Seuche zu bezwingen ist noch wichtiger, als den hereingebrochenen Jammer durch Almosen zu mildern, denn mit jedem weiter verschlafenen Tage wird der Jammer größer."

Berlin, den 8. September 1892.

Eine große Begeisterung für die nordamerikanische Republik legt heute die „Nordd. Allg. Ztg." an den Tag, weil heute in Genua die Festlichkeiten, ihren Anfang nehmen, welche die Vaterstadt zu Ehren ihres großen Sohnes Christoph Columbus aus Anlaß des 400jährigen Jubiläums der Entdeckung Amerikas veranstaltet. Das vielgewandte Blatt schreibt:

Hatte Columbus seine Entdeckungen vornehmlich der Wissenschaft zu danken, so wirkte seine Eroberung wieder rückwirkend auf jene. Der Erforschung und der Beschreibung der bewohnten Erde wurden ganz neue Gesichtspunkte erschlossen, und die zunehmende geographische Kenntniß wirkte wiederum günstig und fördernd auf das Wachstum aller anderen Zweige der Naturwissenschaften ein. Der mächtige Aufschwung, den die Naturkunde nahm, gab die Möglichkeit, die durch die Auswanderung nach Amerika in die Ferne gerückten Massen durch Dampfschiffahrt und Telegraphen-Kabel mit der alten Heimat in Verbindung zu erhalten. — So hat die Auffindung des neuen Weltteils wesentlich dazu beigetragen, dem geistigen Leben der Menschheit ganz andere Impulse, als bis dahin bekannt, zu leihen. Einer der fruchtbarsten führte zur Organisation eines Staatswesens, das von einem Geist der Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Unbeugsamkeit getragen wird, die in der alten Welt wohl bei Einzelnen, aber nie bei einem Volke in dieser Stärke existiren. Die Gedanken über Staat, Recht, Sitte und Gesellschaft entwickelten sich unter Voraussetzungen, wie Europa sie nie geboten hatte, und wirkten zusammen, um eine Gemeinde zu begründen, deren Kultur zwar auf der europäischen beruht, welche diese Kultur aber in einer eigenartigen, von der unserigen sehr verschiedenen Weise ausgebildet hat.

In diesem Sinne betrachtet, darf die nunmehr beginnende Columbus-Feier als eine Ovation für die Bestrebungen angesehen und beurteilt werden, denen die Menschheit heut zu Tage ihre edelsten und besten Kräfte zuwendet und die uns als die höchsten Ziele moderner Weltanschauung gelten.

Es macht sich jedenfalls wunderschön, das offiziöse Organ der preußischen Regierung eine Verherrlichung der nordamerikanischen Republik unter Hervorkehrung der höchsten Ziele der „modernen Weltanschauung" anstimmen zu sehen in derselben Zeit, in welcher das brave Blatt sich bewundernd verbeugt vor den Spöttern und Verächtern der „modernen Weltanschauung", die soeben in Mainz die Flagge der Dunkelmännerei geschwungen. Wir wünschten sehr, das deutsche Volk hätte etwas mehr von dem Geist der „Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Unbeugsamkeit", den die „Norddeutsche" an den nordamerikanischen Republikanern so schön und eigenartig findet. Auch die in Deutschland geltenden „Gedanken über Staat, Recht, Sitte und Gesellschaft" würden eine Korrektur auf Grund der amerikanischen Vorbilder sehr gut vertragen können. Aber wer im Ernst für eine derartige Wandlung in den Ansichten der Nation eintritt, der wird von der Meute der Rückschrittler, die für die geheiligten Privilegien der Junker fürchtet, noch immer als Feind der öffentlichen Ordnung angeklafft!

Die Macht des Zentrums, Unheil anzurichten, ist durchaus abhängig von dem Maße der Unterstützung, das es von den Konservativen erhält; „ohne solche Hilfe", so schreibt heute die „Nat.-Ztg.", ist es ohnmächtig. Darum ist die Schwächung einer konservativen Partei, welche von den klerikalen Forderungen höchstens die der Wiederzulassung der Jesuiten verwirft, im preußischen Abgeordnetenhause bei den nächsten Wahlen das dringendste politische Interesse, nicht blos für Preußen, sondern auch für ganz Deutschland. Eine wie tiefe Rückwirkung einer Auslieferung des Unterrichtswesens an den Klerikalismus in Preußen auf ganz Deutschland zu erwarten ist, darüber ist man in allen Parteilagern im Klaren." — Das nationalliberale Blatt erklärt damit für die bevorstehenden Landtagswahlen nicht blos dem Zentrum, sondern auch den Konservativen offiziell den Krieg. Wir sind neugierig, wie lange diese Kriegserklärung bei den Nationalliberalen praktisch vorhalten wird. Ihrer Vergangenheit würde es entsprechen, wenn sie auch bei der kommenden Wahl vergnügt mit den Junkern gemeinsame Sache machten.

Ein weiblicher Schulpatron nach dem Herzen des „schwarzen Kartells". Eine adelige Dame, so wird der „Mecklenb. Schulztg." aus dem südöstlichen Mecklenburg mitgeteilt, hat ihrem Lehrer verboten, Aufsätze, Briefe u. s. w. in der Schule anfertigen zu lassen, da derzleichen Dinge den Schülern nur zum Nachteil gereichten. Es hatte sich dort nämlich eins der Hofmädchen mit dem Schatz entzweit, ihm einen groben Brief geschrieben und dafür eine Tracht Prügel erhalten. Hätte das Mädchen nicht schreiben gelernt, so hätte es keinen Brief geschrieben und auch keine Schläge empfangen, deshalb u. s. w. Dieselbe Dame hat auch den geographischen Unterricht in der Schule untersagt, also daß der Pastor die von ihm der Schule übergebene Karte von Deutschland aus derselben hat entfernen müssen. Die „Meckl. Schulztg." bemerkt dazu: „Es klingen diese Nachrichten fast unglaublich, und wir würden sie nicht mitteilen, wenn sie uns nicht von zuverlässiger Seite übermittelt wären. Schlagender als durch sie kann übrigens die Notwendigkeit einer einheitlichen Leitung unseres Schulwesens nicht vorgeführt werden."

Die **radikale Partei Serbiens** hat einen Appell „an die freien Bürger des Königreichs" erlassen, worin dieselben aufgefordert werden, die Selbstständigkeit der Gemeinden vor der bevorstehenden Invasion der liberalen Verwaltung zu verteidigen und insbesondere die Bürgermeisterstellen den Liberalen nicht auszuliefern. Es heißt wörtlich in dem Aufrufe:

Nachdruck verboten.

Gesühnt.

3)

Roman von Henry Greville.

(Fortsetzung.)

„Und dessenungeachtet hat er mich nicht betrogen," sagte sich Villeroy. „Ich kene ihn und weiß, daß er kein Komödiant ist; er hätte mir nicht die Hand reichen, mir nicht ins Auge blicken können. — Daß er sie liebte, will ich gerne glauben, ja, ich bin jetzt sogar überzeugt davon; ihr Geliebter war er aber nicht, das hätte er nicht gewagt."

Er sah jetzt ganz deutlich, wie sich Alles zugetragen haben mußte: Klotilde hatte den Widerstand Chenerols gebrochen, gleichwie sie ehedem, nur aus einem ganz anderen Grunde, den ihres Gatten hatte brechen wollen.

„Sie war heute bei ihm und überredete ihn zur Flucht, an die er gar nicht gedacht . . . Die Nichtswürdige!

Er stand auf und durchmaß mit langen Schritten sein Arbeitszimmer. Der Verrat, welchen Klotilde an ihm geübt, erschien in immer häßlicherem Licht; sie hatte nicht nur ihren Gatten verlassen, sondern ihn zu gleicher Zeit auch seines besten Freundes beraubt . . . Hatte sie es aus Schlechtigkeit getan oder war sie blos von der Gelegenheit verführt worden?

„Aus Schlechtigkeit nicht," sagte sich Villeroy im Stillen, und sein Zorn schwand dahin wie weggeweht; „einer so nichtswürdigen Berechnung ist sie nicht fähig; aber Chenerol ist schön, er sieht so jung aus, er ist jung, höchstens dreiundvierzig Jahre alt und ich . . . ich bin alt . . ."

Ach ja, sehr alt sogar, wie er zugeben mußte, als er sich jetzt im Spiegel betrachtete! Und geliebt hatte sie ihn niemals.

„Armer Chenerol! Er weiß nicht, was er getan hat! Wie bitter wird er leiden, wenn er sich darüber klar werden wird . . ."

Die Zeiger der Uhr waren bei halb Zehn angelangt, als in der tiefen Stille der Ton der Klingel vernehmbar wurde. Vater und Tochter zuckten zusammen; sie blickten einander an, Madeleine von einer unbestimmten Hoffnung, Villeroy von einer neuerlichen Furcht erfaßt. Jetzt öffnete sich die Tür und der Diener meldete:

„Herr Heinrich Chenerol."

3.

In heiterster Stimmung war Heinrich daheim angelangt; die körperliche Uebung hatte seine Muskeln gestählt, die scharfe Luft seine Wangen gerötet und sein Blut in Wallung gebracht, während ihn die Erinnerung an die Gesellschaft Madeleines wie ein holdes Bild umgaukelte.

Er hatte die entzückende Madeleine noch als kleines Mädchen gekannt, da ihr die langen silberblonden Haare wie ein unbeschreiblich zarter, leichter, durchsichtiger Schleier offen und ungefesselt über Augen und Schultern fielen; sie war immer gut und verständig gewesen, sehr gut sogar, ohne Kokketterie, mitleidig, ohne viele Worte zu machen, und hochherzig ohne Wichtigtuerei. Sie bildete die liebenswürdigste Spielkameradin, die man sich denken konnte, beklagte sich niemals über die Neckereien der Knaben und übernahm ohne Weiteres die volle Verantwortung für gemeinsam vollbrachte Streiche, welche Heinrich eine derbe Strafe eintragen konnten.

Sie konnten sich seit vielen Jahren. Margarethe war mit etwa zwei Jahren älter als Madeleine. Die beiden Familien standen in täglichem Verkehr mit einander, denn Chenerol und Villeroy waren langjährige Freunde. Frau Chenerol war in sehr jungen Jahren gestorben und fand die Zusammenkunft der Kinder demnach in der ersten Zeit bei Frau Villeroy statt, bis sich Chenerol ein prächtiges Hotel erbauen ließ und der Tummelplatz für die Spiele des jungen Volkes in die geräumigen Säle, in das vornehm gehaltene Billardzimmer, in die Galerie des neuen Hauses verlegt wurde, welche sich längs des Monceau-Parkes hinzog und von welcher man unmittelbar in den Garten hinabgelangen konnte.

Die Erzieherin Margarethens wohnte diesen geräuschvollen Spielen sehr häufig bei, denn Margarethe war wie ein unbändiges Füllen, ein edles Roßfeyfer, ungezähmt und eigenwillig. Frau Villeroy war mit dieser Einrichtung ganz einverstanden, denn dieselbe behieß ihr die volle Freiheit der eleganten Weltdame und störte nicht die heimliche Stille ihres kleinen behaglichen Hauses.

Aus Aerger über die Erzieherin hatte Margarethe sehr jung geheiratet und am Tage, da der Ehekontrakt unterzeichnet wurde, ungefähr Folgendes zu ihrem Vater gesagt:

„Du weißt, Papa, daß ich dies nur tue, um Dir einen Gefallen zu erweisen; nun wirst Du wenigstens noch einmal heiraten können."

Ganz verdutzt hatte der Vater dem zu widersprechen versucht, von der kleinen Rebellin aber zur Antwort erhalten:

„Du wirst mich doch nicht glauben machen wollen, daß Du ein solches Hotel nur erbauen ließest, um daselbst ganz allein mit Heinrich zu leben; ein derartiges Gebäude ist dazu bestimmt, der Schauplatz von allerlei Festlichkeiten zu sein! Mich kann man nicht so leicht irreführen! Ich kenne Deinen Gedankengang: Sobald Du Minister geworden — und dies wird nicht mehr lange auf sich warten lassen, nicht wahr? — wirst Du nicht im Ministerpalais wohnen wollen, denn ewig bleibt man nicht Minister und müßte man dann übersiedeln; im Hotel Chenerol aber kann man wohnen bleiben und daselbst vor, während und nach der Ministerschaft Festlichkeiten veranstalten! Du siehst also, daß man vor mir nichts geheim halten kann."

Ein zweites Mal hatte Chenerol aber dessen ungeachtet nicht geheiratet. Hatte er überhaupt diese Absicht gehegt und waren ihm die Umstände nicht günstig dazu gewesen, oder hatte er seinen Plan aus freien Stücken aufgegeben? Dies wußte Niemand zu beantworten.

Gäste waren in dem schönen Palais nichts desto weniger empfangen worden. In dem vollen Glanze ihrer Schönheit und ihrer triumphirenden Jugend hatte Margarethe daselbst bei zwei oder drei Bällen, welche ihr Vater veranstaltete, die Stelle der Hausfrau vertreten; auch Gastmähler wurden in ziemlich regelmäßigen Zwischenpausen gegeben, Chenerol aber blieb unvermählt.

Die Junggesellenräume, in welchen Heinrich all' seinen Gedanken nachhing, konnten sehr leicht vergrößert werden; man brauchte dieselben blos mit zwei oder drei angrenzenden